

HEYNE <

Das Buch

Annabelle ist vom Familienleben genervt. Am meisten stört sie ihre gesundheitsbewußte, kettenrauchende, besserwisserische Mutter, die regelmäßig zu Besuch kommt. Als sich Mutter für drei Monate bei Annabelle und ihrer Familie einnistet, weil ihr Haus renoviert wird, ergreift Anna begeistert die Chance, auf ein »Entspannungswochenende« zu fahren. Freundin Doro, die eigentlich auf die Kinder aufpassen sollte, beginnt bei dieser Gelegenheit eine Affäre mit Annabelles Ehemann Friedrich. Als Anna zurückkehrt, ist sie entsetzt. Sie packt ihre Sachen und verläßt Friedrich und die Familie. Prompt lernt sie auf einer Party einen jungen Studenten kennen, der die Leidenschaft in ihr weckt ...

»Ein Buch, das seine Geschichte mit viel Augenzwinkern und liebenswerter Ironie erzählt.«

Die Welt

Die Autorin

Amelie Fried wurde 1958 in Ulm geboren. Nach ihrem Studium moderierte sie etliche Fernsehsendungen, darunter *Live aus dem Alabama*, *Live aus der alten Oper*, *Stern-TV* und *Kinderella*. Derzeit ist sie Gastgeberin der Talkshow *3 nach 9*. Sie bekam zahlreiche Fernsehpreise. Für ihr erstes Kinderbuch *Hat Opa einen Anzug an?* erhielt sie 1998 den Deutschen Jugendliteraturpreis, ihr zweites Kinderbuch *Der unsichtbare Vater* kam auf die Auswahlliste. Ihre Bestseller-Romane *Traumfrau mit Nebenwirkungen*, *Am Anfang war der Seitensprung*, *Der Mann von nebenan* sowie *Liebes Leid und Lust* wurden bereits verfilmt. Die Verfilmung von *Glücksspieler* und *Rosannas Tochter* steht bevor. Die Autorin lebt mit ihrer Familie in der Nähe von München.

Als Heyne-Taschenbuch liegen außerdem bereits die Kolumnenbände vor: *Geheime Leidenschaften*, *Verborgene Laster* und *Offene Geheimnisse*.

Amelie Fried

Am Anfang war der Seitensprung

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Umwelthinweis:

Dieses Buch wurde auf chlor- und säurefreiem Papier gedruckt.

Vollständige Taschenbuchausgabe 12/2006

Copyright © 1998 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Copyright © 2006 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2006

Umschlagfoto: © Bill Diodato/Photonica/getty images

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN-10 : 3-453-40497-1

ISBN-13: 978-3-453-40497-7

www.heyne.de

Für meine Tochter

1

Das Verhängnis näherte sich unaufhaltsam. Es würde über mich hereinbrechen wie jedes Jahr, und ich würde es nicht aufhalten können. Oder doch? Ich nahm einen Schluck Kaffee, schmierte mir noch ein Brötchen und warf einen Blick auf die Zeitung, hinter der sich Friedrich, mein Mann, verschanzt hatte. Draußen war alles grau in grau. Ein typisch deutscher Winter.

In einer Woche war Weihnachten.

»Was machen wir diesmal?« fragte ich die Zeitung.

»Was meinst du?« vernahm ich Friedrichs Stimme hinter der Wand aus Papier.

»Du weißt genau, was ich meine.«

»Ach so, das. Keine Ahnung.«

»Wie wär's mit Karibik?« schlug ich vor.

»Zu teuer. Außerdem ...«

»... die Kinder wollen einen Weihnachtsbaum und Geschenke und Schnee und nicht im Sonnenschein unter einer Palme sitzen, ich weiß«, beendete ich seinen Satz. Ich kannte diese Unterhaltung. Wir führten sie jedes Jahr.

»Ich könnte Lamm kochen«, fuhr ich fort. »Sie erträgt den Geruch nicht.«

»Ich auch nicht.«

»Einer von uns könnte eine infektiöse Lungenentzündung bekommen!«

»Lungenentzündung ist nicht ansteckend. Wenn du nicht willst, daß sie kommt, dann sag es ihr.«

»Ich traue mich nicht«, jammerte ich, »sie ist meine Mutter.«

Endlich ließ Friedrich die Zeitung sinken.

»Mein Gott, Anna, jedes Jahr das gleiche Theater! Es wird schon nicht so schlimm werden. Bisher hast du jedes Weihnachtsfest überstanden.«

Klar, mit einer Nervenkrise. Friedrich fand es gar nicht so übel, wenn Queen Mum zu Besuch kam. Das hing vermutlich damit zusammen, daß wir dann immer besonders leidenschaftlichen Sex hatten. Es machte mir Spaß, meine Mutter in Verlegenheit zu bringen, indem ich besonders laut stöhnte und schrie, so daß sie es im Zimmer gegenüber hören mußte.

Friedrich hielt mir die Seite mit Immobilien-Anzeigen unter die Nase. »Wir sollten endlich aufs Land ziehen.«

Wir wohnten in einer Vorort-Reihenhaussiedlung, die die Nachteile des Stadtlebens mit den Nachteilen des Landlebens verband, ohne einen einzigen ihrer Vorteile aufzuweisen. Es gab eine Menge Autolärm und Abgase, weil jede Familie glaubte, mindestens zwei Autos besitzen zu müssen, und gleichzeitig gab es weit und breit keine anständige Kneipe, kein Kino und außer einem Supermarkt keinen einzigen Laden. Zugegeben, wir hatten, wovon viele Leute träumen: einen Garten. Nur hatte ich leider nicht den geringsten Sinn für Gartenpflege, und so wucherten ein paar Stauden und Büsche, die noch von unseren Vormietern stammten, ungehindert vor sich hin. Hie und da wurde der Rasen gemäht, und im Sommer stellte ich ein paar Töpfe mit Rosen und Begonien auf die Terrasse. Ich hätte am liebsten mitten in der Stadt gewohnt, aber Friedrich hatte sich bisher all meinen Überredungsversuchen standhaft widersetzt.

»Denk an die Kinder!« ermahnte er mich jetzt wieder.

»Die Kinder?« Ich lachte auf. »Glaubst du, Lucy will mit Bauernjungs in der Dorfdisco knutschen?«

»Knutschen?« Mein Mann sah mich entgeistert an.

»Lucy ist fünfzehn!«

»Wann hattest du deinen ersten Zungenkuß?«

»Mit elf.«

»Na bitte. Und Jonas hat mir gestern mitgeteilt, daß er beabsichtigt, demnächst einen Computerkurs zu machen. Das könnte er auf dem Land bestimmt auch nicht.«

»Computerkurs? Der kann doch noch nicht mal lesen!«

»Erstens kann er es fast schon, und zweitens bedient er deinen PC wie ein Alter. Kürzlich hat er einen ganzen Nachmittag ›Tetris‹ gespielt.«

»Ich konnte mit fünf übrigens auch schon lesen, das hat er von mir«, sagte Friedrich stolz.

Ich stand auf, um neue Butter zu holen. Im Vorbeigehen küßte ich ihn auf seinen schütter werdenden Haarschopf.

»Du warst ja sowieso ein Wunderkind!«

Unser Sohn war zum Glück einigermaßen normal. Vorausgesetzt, es ist normal, daß ein Fünfjähriger mit einem Vogelbestimmungsbuch und dem Fernglas durch den Garten rennt.

Lucy jedenfalls war die normalste Fünfzehnjährige, die man sich vorstellen kann. Aufsässig, frech und miserabel in der Schule. Ich fragte mich, ob ich in diesem Alter auch so unausstehlich gewesen war. In ein paar Tagen würde ich Gelegenheit haben, mich bei meiner Mutter danach zu erkundigen.

»Wo sind sie überhaupt?« Friedrich sah sich erstaunt um, als habe er jetzt erst bemerkt, welche himmlische Ruhe diesen Sonntagmorgen auszeichnete.

Lucy hatte bei ihrer Freundin übernachtet, und Jonas war schon seit acht bei Goofy, seinem Freund aus der Nachbarschaft.

»Sturmfreie Bude?« Friedrichs Augen begannen zu glänzen.

Ich betrachtete Friedrichs Hände, die noch immer leicht gebräunt waren, obwohl der Sommer schon eine Ewigkeit vorbei war. Er fuhr sich durch sein vom Schlafen verstrubbeltes Haar, das reichlich graue Einsprengsel hatte. Es stand ihm gut, fand ich. Mit vierzig muß man nicht mehr aussehen wie ein Junge. Ich dachte an seinen Körper, der kräftig und wohlproportioniert war. Ich hatte ihn immer als sehr anziehend empfunden, vielleicht waren wir deshalb noch verheiratet.

Jetzt beugte ich mich runter, schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn aufs Ohrläppchen. Mit einer schnellen Bewegung setzte ich mich rittlings auf ihn. Mein Bademantel öffnete sich. Die Zeitung segelte in mehreren Einzelteilen zu Boden und kam raschelnd auf. Ich nahm Friedrichs Gesicht in beide Hände und drückte meinen Mund auf seine Lippen. Mit einem wohligen Seufzer zog er mich an sich. Wenige Augenblicke später taten wir, was wir seit dem Tag unserer ersten Begegnung am liebsten taten und was schon damals für Ärger gesorgt hatte.

»Wer ist der Kerl!«

Mein Vater funkelt meine Mutter wütend an, als sei sie schuld daran, daß seine Tochter mit einundzwanzig schwanger geworden ist.

»Er studiert Biochemie«, sage ich.

»Seit wann kennst du ihn!«

»Sechs Wochen.«

Meine Mutter stöhnt auf.

»Was machen die Eltern!«

»Weiß nicht. Interessiert mich auch nicht.« Trotzig schiebe ich die Unterlippe vor.

»Aber mich!«

Mein Vater läßt seine flache Hand krachend auf den Tisch fallen und zuckt heftig mit den Augenlidern, was ein Zeichen dafür ist, daß er sehr wütend ist.

»Wie stellt ihr euch das vor? Wer soll euch finanzieren!«

»Vielleicht kann ich nach der Geburt die Banklehre zu Ende machen«, schlage ich schüchtern vor.

Ich denke natürlich keine Sekunde daran, die Lehre zu beenden. Daß ein Baby mich davor bewahren würde, zwischen Bilanzen und Kreditanträgen zu verschimmeln, war schon Grund genug, es zu bekommen.

»Und wovon wollt ihr bis dahin leben? Das dauert doch noch Jahre, bis der Junge was verdient!«

»Bis dahin müßt ihr mich eben unterstützen.«

Hab dich bloß nicht so, denke ich wütend. Schließlich bist du ein erfolgreicher Architekt, verdienst eine Menge Geld, und ich bin deine einzige Tochter.

»Wie konnte das bloß passieren!« fragt meine Mutter mit ersterbender Stimme.

»Mein Gott, Mummy, wie so was halt passiert! Wir haben zusammen geschlafen und nicht verhütet.«

Sie macht eine abwehrende Handbewegung. »Hör auf! Keine Einzelheiten, bitte! Schlimm genug, daß heute jeder mit dem erstbesten ins Bett springt!«

»Friedrich war nicht der erstbeste!« lächle ich.

»Ich will gar nicht wissen, wie viele Männer es in deinem Leben schon gegeben hat!« kreischt meine Mutter.

Gespräche über Sex sind ihr zuwider. Vermutlich ist ihr Sex zuwider.

»Mußt du das Kind denn kriegen!« fährt sie, etwas ruhiger, fort.

»Ich liebe Friedrich, wir werden heiraten, und alles ist in Ordnung. Ihr solltet euch freuen!«

»Und deine Karriere!«

»Welche Karriere!«

»Ja, glaubst du denn, wir haben umsonst die ganze Schulzeit mit dir durchlitten und jahrelang den teuren Nachhilfeunterricht bezahlt!«

Ihr Blick ist ein einziger Vorwurf. Das ist also das Problem. So viel haben sie investiert, und jetzt bringt das undankbare Balg keinen Ertrag. Kein Studium, mit dem man vor Bekannten protzen kann, keine Urkunde zum Übers-Bett-Hängen, kein Dokortitel zum Angeben.

»Ich kann ja später noch studieren«, sage ich erschöpft und hoffe, daß sie endlich Ruhe gibt. Aber sie jammert weiter. »Alles hätte dir offengestanden, die Universität, eine Karriere in der Wirtschaft, Erfolg und Anerkennung ...«

»... alles, was dir versagt geblieben ist! Ich weiß, daß du mir deine Karriere geopfert hast, du hast es mir oft genug vorgehalten.«

»Und - du - bist - im - Begriff - den - gleichen - Fehler - zu - machen«, deklamiert Mummy mit theatralischem Vibrato in der Stimme, »sag - später - nicht - ich - hätte - dich - nicht - gewarnt!«

»Keine Sorge.«

Ich wünsche mir inständig, daß sie endlich aufhören, mich zu bearbeiten. Aber jetzt fängt mein Vater wieder an.

»Du mußt den Kerl doch nicht gleich heiraten, nur weil du schwanger bist. Heutzutage ist man da nicht mehr so.«

»Ich will ihn aber heiraten!« rufe ich jetzt und balle entschlossen die Fäuste.

Ermattet sank mein Kopf auf Friedrichs Schulter.

»Nicht schlecht, so ein Morgenquickie!« seufzte ich.

Friedrich kralte mir den Rücken. »Jetzt schlafe ich schon seit sechzehn Jahren mit derselben Frau und finde sie immer noch scharf. Ist das normal?«

Ich kicherte geschmeichelt. »Wahrscheinlich nicht.« Ob Friedrich mich wirklich noch nie betrogen hatte? Ich wollte es gar nicht so genau wissen. Ich lebte sehr gut mit der Illusion. Sehr viel mehr als guter Sex verband uns eigentlich nicht. Wir lebten nebeneinander her, ohne uns gegenseitig zu stören. Jeder war an den anderen gewöhnt wie an einen liebgewordenen Gegenstand, dessen Existenz man nicht mehr ständig wahrnimmt, dessen plötzliches Fehlen einem aber schmerzhaft bewußt werden würde.

Friedrich war stellvertretender Leiter eines kleinen wissenschaftlichen Institutes und ging völlig in seinem Beruf auf. Er war ohne jeden Ehrgeiz, und so lebten wir seit Jahren vom selben mittelmäßigen Gehalt, ohne Aussicht auf großartige Verbesserungen. Er hatte es klaglos hingenommen, daß eines Tages ein aufstrebender junger Biochemiker zum Institutsleiter ernannt worden war, obwohl dieser Posten eindeutig ihm zugestanden hätte. In Wahrheit war er sogar ganz froh darüber gewesen, weil er sich auf diese Weise weiter seinen Forschungen widmen konnte und keine Zeit durch Repräsentation, Vorträge und Reisen verlor.

Wir waren seit sechzehn Jahren verheiratet, und vermutlich bedeutete die Tatsache, daß wir uns so gut wie nie stritten, daß wir eine gute Ehe führten. Wahrscheinlich eine bessere als viele andere Paare, denn wir hatten, wie gesagt, wenigstens noch Sex.

»Weißt du, woran ich gerade denken muß?«

Fragend sah ich Friedrich an. Ich saß noch immer auf seinen Knien, und er hatte die Arme um meine Taille geschlungen.

»An unsere Hochzeitsnacht. Da haben wir's auch im Sitzen gemacht, weil meine Kommilitonen unser Bett mitgenommen hatten.«

»Und die Schlafzimmertür haben sie ausgehängt und überall gefüllte Wassereimer aufgestellt!« erinnerte ich mich an die üblen Scherze seiner Studienfreunde. Unsere Hochzeit! Ich wurde immer noch wütend, wenn ich daran zurückdachte. Nachdem meine Eltern eingesehen hatten, daß jeder Widerstand zwecklos war, hatte Mummy sich umgehend daran gemacht, die geplante Hochzeit in ihrem Sinne zu gestalten. Flugs wurden allerhand Verwandte eingeladen, die ich in meinem Leben noch nie gesehen hatte.

»Das ist deine Familie!« entschied Mummy, »und die kommt zu deiner Hochzeit. Das gehört sich so!«

Froh darüber, daß es keinen größeren Eklat gegeben hatte, fügte ich mich in alles. Sogar das Restaurant für die Feier suchte meine Mutter ohne mich aus.

Die Trauung selbst war eine schrecklich steife, peinliche Zeremonie. Der Standesbeamte rasselte seinen Text herunter wie ein Notar, der einen Grundstückskaufvertrag vorliest, seine Assistentin gähnte ungeniert, ohne sich die Hand vor den Mund zu halten. Ich saß neben dem Bräutigam und kämpfte gegen meine Schwangerschaftsübelkeit. Wir hatten nur noch einen Termin morgens um neun bekommen, und um diese Zeit saß ich normalerweise zu Hause vor der Kloschüssel und kotzte.

Den Leuten, die meine Familie darstellten, merkte man deutlich an, was sie von unserer Verbindung hielten. Ich sah in verspannte Gesichter und auf nervös verschränkte Hände. Meine Großmutter, die damals noch lebte, schüttelte immer nur ihren Kopf mit dem riesigen Hut und stieß bei jeder Drehung gegen das linke Ohr meines Vaters, der neben ihr saß und

gedankenverloren nach der Hutkrempe schlug, als wäre sie eine lästige Fliege.

Nur Friedrichs Eltern waren bester Stimmung. Ihr Lachen war echt, und sie waren die einzigen, die bei dem Satz »Undnunsindsiemannundfrauherzlichenglückwunsch!« applaudierten. Ihr Klatschen versickerte im Schweigen der anderen Anwesenden, die befremdet die Köpfe drehten. Leider lebten meine Schwiegereltern, die ich an diesem Tag endgültig ins Herz geschlossen hatte, in Kanada, und wir sahen uns fast nie. Nur an Weihnachten kamen sie manchmal zu Besuch, aber für dieses Jahr hatten sie abgesagt.

»Denkst du, du hältst die paar Tage mit Queen Mum aus, oder sollen wir noch schnell die Flucht organisieren?« wollte Friedrich wissen.

»Dann ist sie bloß monatelang sauer. Ich glaube, da müssen wir durch.«

Friedrich nickte ergeben. »Wie jedes Jahr.«

Die Tür flog auf, und Lucy erschien auf der Bildfläche. Sie trug eine viel zu lange, viel zu weite Jeans, deren halb aufgetrennte Hosenbeine um ihre Schnürstiefel schlackerten, einen riesenhaften Pullover und eine umgedrehte Baseballkappe. Ihre Augen hatte sie dunkel geschminkt, ihre Lippen leuchteten in einem aufreizenden Brombeerton. Lucy war doch so hübsch, warum entstellte sie sich derartig?

»Na, ihr Turteltäubchen, habt ihr 'ne kleine Morgennummer geschoben?«

Ich errötete, stand auf und zog schnell meinen Morgenmantel über der Brust zusammen. Lucy stürmte zum Kühlschrank, riß die Milchflasche heraus und setzte sie an den Mund.

»Moment mal, junge Dame, so geht das aber nicht!« Friedrich bemühte sich um einen autoritären Tonfall.

»Hallo, Papa, nett, dich mal wieder zu sehen!«

Sie knallte die Flasche auf den Tisch, wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab und entzog sich geschmeidig seinem Zugriff. Im nächsten Moment war sie aus der Küche.

»Es hat keinen Sinn«, murmelte ich, »Erziehung ist zwecklos.«

»Stimmt, Mami!« ertönte jetzt Jonas' Stimme. Er umrundete mich auf dem Skateboard. »Kinder wissen selbst am besten, was gut für sie ist. Man muß sie ihre Erfahrungen machen lassen.«

Wo hatte er das bloß wieder aufgeschnappt? Ich fuhr ihm mit der Hand durch die Haare, als er kurz in meine Nähe kam, und verzichtete darauf, eine Debatte über den Sinn und Zweck von Erziehung zu beginnen. Statt dessen widmete ich mich meinen hausfraulichen Pflichten.

Mit Gummihandschuhen an den Händen und gerümpfter Nase nahm ich ein Hähnchen aus, wusch es, tupfte es vorschriftsmäßig mit Küchenkrepp ab und füllte es mit einer Mischung aus Zwiebeln und Äpfeln. Ich liebte Hähnchen, wenn es braun und knusprig auf meinem Teller lag, aber ich ekelte mich vor dem blassen, toten Tier, dessen weiche Haut sich widerstandslos hin und her schieben ließ, während ich es mit Pfeffer, Salz und Paprika einrieb. Erleichtert schob ich den Bräter mit dem präparierten Vogel in den Backofen.

Schnuppernd kam Jonas wenig später zurück in die Küche.

»Schon wieder Hähnchen?« fragte er, und ich nickte. Wütend stampfte er auf. »Du weißt doch, daß ich keine Vögel esse! Vögel sind meine Lieblingstiere, und du bist brutal und gemein!«

Er lief aus der Küche. Aufseufzend zuckte ich die Schultern. Das Thema war ein Dauerbrenner, aber ich

hatte beschlossen, mich nicht kleinkriegen zu lassen. Ich zwang ihn ja nicht, Hähnchen zu essen. Aber ich sah auch nicht ein, warum ich mich seiner Kleinen-Jungen-Marotte unterwerfen sollte.

Solange der Braten schmorte, widmete ich mich dem Auf- und Abhängen meiner Wäsche. Ich hatte keinen direkten Widerwillen gegen Hausarbeit, aber gelegentlich fragte ich mich doch, ob diese öden, immer wiederkehrenden Tätigkeiten wirklich der Sinn meines Lebens sein könnten.

Ich liebte meinen Mann und meine Kinder, ich fühlte mich (trotz des Traumes von der Großstadt) im Grunde wohl in unserem Häuschen, ich war glücklich in unserer gemütlichen, kleinen Spießeridylle, in der alles berechenbar und ungefährlich war. Das entsprach meinem Naturell. Ich fand, es kam darauf an, mit welchem Bewußtsein man spießig war. Der Besitz eines Gartengrills änderte nichts daran, daß ich in meiner Seele eine Rockerin war. Aber ich mußte auch nicht alle meine Träume ausleben. Ich war in Wahrheit nicht besonders abenteuerlustig, sondern schätzte die Beständigkeit. Nur in seltenen Momenten, meistens nachts, wenn eines der Kinder mich geweckt hatte und ich nicht wieder einschlafen konnte, beschlich mich ein komisches Gefühl. Vielleicht gäbe es, ganz nahe bei meinem, ein ganz anderes Leben? Vielleicht würde ein bißchen Mut oder Übermut ausreichen, und mein Leben wäre mit einem Schlag unberechenbar und gefährlich? Noch während ich das dachte, bekam ich jedesmal Angst. Ich war nicht mutig und schon gar nicht übermütig. Ich war eine ganz normale Frau mit einem ganz normalen Leben. Ich wollte kein anderes. Alles war gut, wie es war.

Großkampftag im Supermarkt. Alle Vorort-Muttis waren unterwegs, um sich für Weihnachten einzudecken. Ich holte tief Luft und startete.

Nudeln, Knäckebrot, Cornflakes, Knödel halb und halb, Rotkraut – das lief ja wie geschmiert. Verdammt, keine konservierten Eßkastanien mehr für die Gänsebratenfüllung! Ich war zu spät dran, wie jedes Jahr. Beim Schälen der frischen Kastanien würde ich mir wieder die Fingernägel ruinieren.

Kaffee, Honig, Marmelade, Erdnußbutter. Lange frühstücken war das Schönste an Feiertagen.

Den ersten Stau gab es bei den Milchprodukten; die Frischmilch war ausgegangen und aufgebrachte Kundinnen standen herum und warteten auf Nachschub. Dann eben H-Milch, war mir egal. Joghurt, Sahne, Schokopudding, Butter.

Bei Wurst und Käse die Mega-Schlange. Ich versuchte, das Ende zu finden.

»Stellen Sie sich gefälligst hinten an!« keifte eine Kundin und preßte hektisch ihren Einkaufswagen in die kleine Lücke vor mir. Ich schluckte. Sie hatte sich eindeutig vorgedrängt, aber ich scheute Auseinandersetzungen vor Publikum.

Vor mir entdeckte ich ein paar bekannte Gesichter und grüßte mit einem Lächeln oder ein paar freundlichen Worten. Man kannte sich, schließlich lief man sich mindestens einmal pro Woche über den Weg.

Als mein Wagen vollgepackt war, steuerte ich die Kasse an. Das durfte doch wohl nicht wahr sein! Von den

fünf Kassen waren nur drei besetzt, die Schlangen reichten durch den halben Laden.

Ich nahm meinen ganzen Mut zusammen und ging nach vorne.

»Könnten Sie bitte eine zusätzliche Kasse öffnen?« bat ich eine der Kassiererinnen.

Sie warf mir einen genervten Blick zu und sprach in ein Mikrofon, das vor ihr installiert war.

»Bitte Kasse vier besetzen, Kasse vier, bitte!«

Erleichtert kehrte ich zu meinem Einkaufswagen zurück, da drängten sich blitzschnell zehn Leute vor und stellten sich bei Kasse vier an. Jetzt waren alle drei Schlangen ein klein wenig kürzer, aber ich stand immer noch ganz hinten. »Also, das ist doch ...«, begann ich entrüstet. Ein paar Kunden drehten sich zu mir um, der Satz blieb mir im Hals stecken, ich lief rot an und schwieg. Immer wieder passierte mir das, und jedesmal ärgerte ich mich über mich selbst. Ich hatte einfach nicht den Mumm, laut und deutlich meine Meinung zu sagen. Statt dessen schluckte ich den Ärger runter und hatte hinterher Magenschmerzen.

Verärgert schob ich meinen Wagen Zentimeter für Zentimeter nach vorne. Kurz bevor ich dran war, knallte mir von hinten ein Einkaufswagen in die Fersen.

»Aua!« schrie ich auf und drehte mich um.

Der kaugummikauende Schnösel, der den Wagen schob, schaute unbeteiligt in die Gegend.

Vorwurfsvoll sah ich ihn an und wartete auf eine Entschuldigung. Der Typ beachtete mich nicht. Ich hatte Lust, ihn vor allen Leuten anzuschreien, statt dessen murmelte ich halblaut: »Sie haben mir weh getan!«

Er schaute immer noch so, als wäre er nicht gemeint. Warum reagierte der nicht, der arrogante Kerl? Ich

fühlte mich hilflos und blamiert, mein Gesicht glühte, und am liebsten hätte ich angefangen zu heulen. Endlich war ich dran. Frau Nessinger, die Kassierererin, grüßte. Sie war die Mutter von Jonas' Freund Goofy. Energisch schrubbte sie meine Waren über das elektronische Lesegerät.

»Und, kriegen Sie viel Besuch über die Feiertage?« fragte sie mit Blick auf meinen Großeinkauf.

»Ja, meine Mutter kommt«, antwortete ich und schrieb einen Scheck aus.

»Na dann, frohes Fest!« wünschte sie lächelnd.

Ich weiß nicht, warum, aber mir kam ihr Lächeln schadenfroh vor.

Einen Tag vor Weihnachten begann das Jucken an meinem Auge. Ich kannte es schon, es war eine Urtikaria. Eine quälende Hautreizung, die immer gleichzeitig mit meiner Mutter auftrat, manchmal sogar schon vor ihr. Queen Mum kannte mich eigentlich nur mit juckendem, tränendem rechten Auge, und jedesmal, wenn sie kam, sah sie mich mitleidig an und meinte: »Kind, das ist ja chronisch geworden, warst du mal beim Arzt?«

Klar war ich beim Arzt gewesen, und nicht nur bei einem. Ich kannte sämtliche Ärzte in der Hautklinik und einige in der Augenklinik; ich war bei drei Homöopathen gewesen, bei einem Heilpraktiker und einer Schamanin. Keiner hatte mir helfen können, aber dafür hatte ich es jetzt schwarz auf weiß. Ich hatte eine »lokal begrenzte, psychosomatisch bedingte Nesselsucht«. Im Klartext: eine Allergie gegen meine Mutter.

Morgen sollte Queen Mum also kommen, und wie meistens war meine Allergie schneller. Sie begann ganz außen im Augenwinkel, wanderte langsam bo-

genförmig um mein Auge herum und stieß fast bis an die Nasenwurzel. Winzige Bläschen bildeten sich auf der geröteten Haut, und es juckte zum Wahnsinnigwerden. Begonnen hatte es mit Lucys Geburt.

Ich liege wie ein Häufchen Elend in meinem Krankenhausbett, fix und fertig nach fünfundzwanzig Stunden Wehen, und ohne vage, daß dieses rotgesichtige, schnaufende Wesen neben mir meine hoffnungsvolle Jugend soeben abrupt beendet hat.

Meine Mutter rauscht herein, wirft ihren Mantel nebst einem Blumenstrauß auf einen Stuhl und reißt Lucy aus ihrem Bettchen.

»So, meine Kleine, jetzt hast du mich also zur Großmutter gemacht. So schnell wird man eine alte Frau! Nun ja, unsere Enkel werden uns rächen, nicht wahr?« Sie lacht bitter auf und legt das brüllende Neugeborene zurück. Prüfend sieht sie mich an, küßt mich flüchtig auf die Stirn.

»Klappt's mit dem Stillen? Du mußt unbedingt stillen, das ist wichtig für das Kind. Ich habe dich über ein Jahr gestillt, weißt du das eigentlich?«

Ich nicke stumm.

»Dein Vater läßt dich grüßen, er hat einen wichtigen Termin. Er kommt morgen vorbei, wenn sein Zeitplan es erlaubt.«

Sie sieht sich im Zimmer um. »Nettes Krankenhaus, wie ist das Essen? Du mußt ordentlich essen und viel trinken, damit du genug Milch hast.«

Ich bin sprachlos. Warum ist sie so kalt, so geschäftsmäßig? Kein mütterliches: »Wie geht's dir, mein Anna-Kind?«, keine Frage nach dem Verlauf der Geburt. Sie straft mich dafür, daß ich mit der Entscheidung für das Kind meinen eigenen Weg gegangen bin und ihre hochfahrenden Pläne durchkreuzt habe.

Die Stimmung zwischen meinen Eltern und mir ist seit der Hochzeit mehr als kühl, und ich wünsche mir nichts sehnlicher als eine Versöhnung. Ich hatte mir vorgestellt, die Geburt eines Kindes würde alles auslöschen, wir würden uns weinend in die Arme fallen und alles vergessen, was an Groll zwischen uns war. Statt dessen läßt mein Vater sich entschuldigen, und meine Mutter verhält sich, als hätte ich eine Blinddarmoperation hinter mir, keine Geburt.

Nachdem sie gegangen ist, weine ich den restlichen Nachmittag, und am Abend zeigen sich die ersten Symptome der Urtikaria, die mich seither regelmäßig befällt. Manchmal reicht es sogar, daß nur die Rede von meiner Mutter ist, und der Ausschlag bricht aus.

Ich beschloß, die Symptome zu ignorieren. Ich bemühte mich um liebevolle, positive Gedanken. Morgen war Weihnachten, ich hatte eine Familie, mit der ich feiern konnte, und zu dieser Familie gehörte auch meine Mutter. Andere wären froh, wenn sie noch eine Mutter hätten. Oder sie häufiger sehen könnten. Ich war siebenunddreißig, ich war längst selbst Mutter – wenn Lucy genauso dämlich war wie ich, würde ich bald Großmutter werden –, warum nur fühlte ich mich Queen Mum gegenüber immer wie ein kleines Mädchen, das heimlich die Zuckerdose leergefressen hat und aufs elterliche Donnerwetter wartet?

Das Komische war, daß alle anderen Leute Queen Mum klasse fanden. Wie oft hatte ich erlebt, daß Freunde sie kennenlernten und ganz begeistert meinten: »Du hast aber eine sympathische Mutter! So temperamentvoll und aktiv! Ich wünschte, meine Mutter wäre auch so und würde nicht nur zu Hause rumsitzen und jammern.«